

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 8=28 (1862)

Heft: 28

Artikel: Erinnerungen eines alten Soldaten aus der Kaiserzeit

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-93287>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und der Mann erhält seine Distinktionszeichen als Büchsenmacher. Beim ersten Wiederholungskurs seines Bataillons zeigt sich aber, daß diese Unterscheidungszeichen demselben die nöthigen Fähigkeiten noch nicht verleihen haben, daß der sogenannte Büchsenmacher bei weitem nicht allen vorkommenden Reparaturen gewachsen ist. Von Aufertigung eines Gewehrshaftes kann natürlich keine Rede sein.

Dieser Uebelstand herrscht wahrscheinlich in den meisten Kantonen und sogar auch in den größern, die im Falle sind, in ihren Zeughäusern stehende Werkstätten halten zu müssen; diese sind aber meistens von ältern Arbeitern besetzt und können den Bedarf an dienstpflichtigen Büchsenmachern nicht befriedigen. Wir halten es für überflüssig, beweisen zu suchen, welche Wichtigkeit auf gute Büchsenmacher namentlich in Kriegszeiten zu legen sei. Wir können uns nur mit einer gewissen Bangigkeit den Fall denken, in welchem die ganze gewehrtragende Heeresabtheilung auf die Leistungen der 350 nöthigen sogenannten Büchsenmacher angewiesen wäre. Als Bataillonskommandant würden wir sogar vorziehen einige subalterne Offiziersstellen lieber vacant, als jene der Büchsenmacher durch unbrauchbare Subjekte besetzt zu wissen; indem erstere nöthigenfalls durch Unteroffiziere ersetzt werden können.

Wir sind überzeugt die Kantone werden diese vom Bundesrath gebotene Gelegenheit in einer oder mehreren unter eidgenössischer Aufsicht und Leitung stehenden Werkstätten, taugliche Büchsenmacher heranzubilden lassen zu können, gerne ergreifen und die Kosten des Soldes und der Verpflegung übernehmen.

Wie diese Werkstätte zu führen und in Thätigkeit zu erhalten sei, müssen wir der bessern Einsicht eines Fachmannes überlassen; wir gedenken jedoch, es sei nur auf eine vorgegangene Prüfung hin und solchen jungen Leuten die Aufnahme zu gestatten, die mit Feilen und Hammer vertraut sind, um die Lehrzeit, resp. Nachübung, viellecht auf 6 bis 8 Wochen beschränken zu können; die Zöglinge wären vorzugsweise mit Ausarbeiten roher Bestandtheile und den am häufigsten vorkommenden Reparaturen zu beschäftigen.

Damit es aber nie an Arbeit gebräche, müßten be- greiflich auch neue Gewehre mit angekauften Läufen angefertigt werden.

Möge nun der h. Bundesrath diesen in Aussicht gestellten Lehrkurs sobald als möglich ins Leben rufen.

W.

Erinnerungen eines alten Soldaten aus der Kaiserzeit.

(Fortsetzung.)

Ich komme auf unsere Lissaboner Reise zurück. Wie wir das Fort Chaves verließen, fiel die Bevölkerung der Umgebungen mit blanken Messern über uns her. Unsere Bedeckung, die uns beschützen sollte, lachte zu dieser Niederträchtigkeit gegenüber franken und wehrlosen Gefangenen. Bei 50 unserer Leute wurden so ermordet, so unter andern, ein Soldat meiner Kompagnie, der neben mir einen tödtlichen Stich erhielt. Er trug den rothen Rock und die Bauern hatten die liebliche Gewohnheit ihre Opfer als Trophäen an die Bäume zu hängen. Dadurch entstand wohl das Gerücht im Regiment, als die Armee zwei Monate später wieder hier durch marschirte, daß meine Wenigkeit dieser unangenehmen Ehre theilhaftig geworden sei. Meine Kameraden haben mir seither versichert, daß sie meinen angebliehen Tod an manchem Spanier gerächt.

Man führte uns auf Bergwegen, um der französischen Armee auszuweichen, die bei Porto stand. Des Nachts sperrte man uns ohne Unterschied des Ranges in Scheunen und Gefängnisse, manchmal auch nur ins Bivouak. Beständig wurden wir mißhandelt oder beleidigt; wer noch etwas besaß, wurde von neuem geplündert. Bei Villa-Real sollten wir den Duero passiren; die Schiffe, die uns aufs linke Ufer führen sollten, waren nicht bereit. Die geflüchtete Bevölkerung der Umgebung benützte diese Gelegenheit zu neuen Mordankfällen. Die Nacht und die Nachlässigkeit unserer Wachen begünstigte die Gräuelt. Viele von uns wurden auf das schändlichste gemordet. Auf dem andern Ufer empfangen uns bewaffnete Priester mit Flüchen und Verwünschungen; man ließ uns bis um Mitternacht warten, allein trotz Messerstichen und der drohenden Gefahr schlief ich fest ein, so sehr war ich erschöpft. In Lamego raubte man mir mein Maulthier; die Mönche, in deren Kloster wir einquartiert wurden, behandelten uns als Keßer. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich nach Bischo schleppen konnte. Ich war erschöpft durch das Fieber, gefressen vom Ungeziefer, ohne einen Kreuzer Geld, ohne Wäsche, ohne irgend welche Aussicht auf Hülfe. Heute noch bewundere ich meinen Muth, mit dem ich aushielt, statt einen raschen Tod zu suchen. In Bischo gewährte man uns einen Rasttag; wir lagen in einem Kloster, des andern Tages wurde ich mit andern Kranken auf einem elenden Ochsenwagen transportirt. Auf dem Mondegofluß wurden wir eingeschifft nach Coimbra. Bei unserer Landung borten ließ man uns 4 Stunden im Hafen stehen. Ein wüthender Pöbelhaufen umtobte, beschimpfte und bedrohte uns. Unsere Eskorte konnte uns nur durch

das Vorgeben retten, daß wir nach Lissabon zum Tode geführt würden. Endlich wurden wir in ein Kloster gebracht; die Mönche jedoch, statt uns armen Kranken zu helfen, reizten noch das Volk gegen uns. Zwei Ruhetage auf dem Stroh, ein wenig Suppe und ein paar Gläser Wein gaben mir wieder frische Kräfte. Unser Marsch ging hierauf nach Thomas, dem Hauptquartier des englischen Generals Beresford, der hier eine portugiesische Armee unter dem Kommando englischer Offiziere organisierte. Hier wurden wir besser logirt und verpflegt als je bisher; englische Offiziere besuchten uns und auf unsere bitteren Klagen über die schändliche Behandlung, gaben sie uns die Zusicherung, daß wir in Lissabon gehalten werden sollten, wie es sich für Kriegsgefangene gezieme.

Bei St. Thomas wurden wir auf dem Lago eingeschifft; wir waren noch etwa 300 Mann, 50 waren in den Spitälern unterwegs geblieben und bei 300 waren seit unserm Ausmarsch aus Chaves zu Grunde gegangen. Dazu kamen noch die 250, welche als nicht transportirbar in jener Stadt zurückgeblieben und welche unbarmherzig ermordet worden. Unsere Schiffe waren mit Brennholz beladen und wir mußten uns darauf lagern, ohne Obdach, Tag und Nacht und durchneßt von einem fürchterlichen Regen. Wir kamen bei Santarem und Villa-Franca vorüber; die letztere kleine Stadt bildete den linken Flügel der Linien von Torres Vedras. Am 16. April landeten wir beim Arsenal in Lissabon. Ich war vom Frost erstarrt und vom Fieber halbtodt. Vier Offiziere und etwa 100 Soldaten, als die am krankesten wurden sofort in das Spital auf dem linken Ufer des Lago gebracht, gegenüber dem Fort St. Julia.

Aber welch entsetzliches Loos dieses sogenannte Spital! Es war das Spital der Galeerenflaven. Wir wurden dafelbst aufs grausamste behandelt. Man sperrete uns in ein großes Gelaß, wir mußten uns mit Stroh und elenden Decken begnügen. Zweimal im Tag brachten uns Galeerensträflinge eine Fleischbrühe als einzige Nahrung und Medizin. Die Luft war verpestet, wir erstickten fast und ein scheußliches Gewürm und Ungeziefer fraß uns bei lebendigem Leibe.

Zwei Tage lang blieben wir in diesem Glend. Von 100 Unglücklichen starben 15 am ersten und 20 am zweiten Tag; endlich erschien auf unser Jammergeschrei und unsere steten Reklamationen ein Kriegskommissär, er schien ein schlichter Mann zu sein, der Mitleid für uns fühlte. Er ließ uns Offiziere in ein Nebenzimmer transportiren und bezeichnete zwei Sträflinge zu unserm Dienst. Auch für die Soldaten sorgte er mehrfach; immerhin starben noch manche. Ihre Leichen wurden ohne die geringste Ceremonie ins Meer geworfen.

Ich verdanke mein Leben den beiden Sträflingen, die uns besorgten. Ich konnte mich nicht rühren auf meinem Strohlager; sie schütteten mir die Fleischbrühe ein, sie deckten mich zu, sie trugen mich auf den Nachstuhl. Ich sagte ihnen, daß ich keinen Sou-

besäße, um ihre Dienste zu lohnen und dennoch würden sie nicht müde, mir solche zu erweisen. Hauptmann R. vom 6ten leichten Infanterie-Regiment, mein Nachbar auf dem Stroh, litt noch mehr als ich; seine beständigen Klagen, sowie das Stöhnen und das Jammern der übrigen Leidensgefährten, erschütterten mich. Eines Tages wollte sich Hauptmann R. zum Nachstuhl schleppen, war aber zu schwach und umsinkend unterwegs, starb er.

So gewöhnt man sich, wenn man stets das größte Glend vor sich hat, an seinen Anblick. Das Sprichwort sagt: Je größer der Narr, je lauter das Gelächter! Ich möchte dagegen, gestützt auf meine Erfahrung, behaupten: Je größer das Glend, je leichter wir es tragen.

Nach zehn Tagen begann ich wider einigermaßen aufzuathmen. Der Kriegskommissär brachte mir einige Bücher; ich sah nicht ein, warum er mich besser behandelte, als meine Kameraden. Endlich rückte er mit der Sprache heraus; ich sei Schweizer, sagte er, ich solle daher den französischen Dienst verlassen; ganz Europa und auch mein Vaterland, hätten sich gegen Napoleon erklärt und er rathe mir daher mit meinem Grad in eines der Fremden-Regimenter zu treten, welche für den englischen Dienst gebildet würden. Damit würde ich am raschesten dem Glend entfliehen, in dem ich mich befände.

Meine Antwort konnte nicht zweifelhaft sein; ich antwortete ihm, wie es sich für einen Offizier geziemt und sah ihn niemals wieder. Fünfzehn Tage brachte ich im Spital zu; kaum konnte ich mich wieder schleppen, so verlangte ich mit meinen andern Kameraden vereinigt zu werden, da ich immer fürchtete, das Lazarethfieber an Hals zu kriegen. Man sagte mir, daß die andern Offiziere im Fort St. Georg — dem sogenannten Schloß von Lissabon — seien; ich versprach mir goldene Berge davon und hoffte bald wieder von der franz. Armee befreit zu werden.

Ich wurde beim Zeughaus ausgeschifft, vom ganzen Pöbel von Lissabon ausgehöhnt und ins Schloß geführt. Wie war ich aber überrascht, als ich durch 12 eiserne Thüren mußte, die eine hinter der andern sich schloß und als ich meine armen Kameraden in einem großen Gefängniß fand, das mit Eisenstangen, dick wie mein Arm, geschlossen war. Offiziere, die bei verschiedenen Affairen gefangen worden, befanden sich hier; wir waren im Ganzen 30 und gleichen längs der Wand des Raums, den ein einziges Fenster erhellte, mehr Skeletten als lebenden Menschen. Jeder hatte einen Strohsack und eine schlechte Decke, 36 Sous per Tag wurden uns für den Lebensunterhalt bezahlt und der Kerkermeister lieferte für schweres Geld wenig genug zum Essen.

Meine Kameraden erzählten mir ihre Leiden während meines Aufenthalts im Spital. Als sie hieher gekommen, habe man sie zu zweien in enge niedere Böcher, kaum 4' breit und 6' lang gesperrt; man hätte sie hier auf dem Stroh verfaulen lassen, hätten sich nicht englische Offiziere ihrer angenommen und ihnen die jetzige Lage verschafft. Unsere Sol-

daten waren auf Pontons auf der Rhebe von Lissabon untergebracht und verhungerten beinahe. In Frankreich bringt man die Kriegsgefangenen in Kasernen unter; man zahlt ihnen allerdings keinen hohen Sold, aber sie haben die nöthige Freiheit, um sich durch Arbeiten noch etwas zu verdienen.

Während dieser Zeit stunden die Dinge für unsere Armee schlimm. Die englische Armee unter Lord Wellesley war im April bei Lissabon gelandet, hatte sich mit den portugiesischen Streitkräften vereinigt und ging nun gegen Marschall Soult bei Oporto vor. Dieser ließ sich überraschen und hatte nothdürftig die Zeit nach Braganza auszuweichen, nachdem er die Tamega-Brücke bei Amarante weggenommen. Er vereinigte sich nach mehreren blutigen Gefechten mit Marschall Ney in Lugo am 29. Mai.

Portugal hatte im Juli 1808 seine Freiheit wieder errungen. General Junot hatte nach der Schlacht von Vimiero kapitulirt und war mit seiner Armee nach Frankreich zurück transportirt worden. Als wir Portugal im Jahr 1809 von neuem angriffen, sandte England wiederum eine Armee und von da an wurde Portugal fast eine englische Provinz, denn die englischen Generale und Minister leiteten alle Angelegenheiten des Landes. Alle Hülfsmittel wurden für die Vertheidigung verwendet, die Armee wurde komplettirt und frisch organisirt, eine Miliz geschaffen, enorme Befestigungen aufgeführt, um die Hauptstadt zu vertheidigen, und das ganze Volk aufgeboten und von den Priestern aufs äußerste angereizt, um tapfer zu streiten.

Portugal lebt unter einem herrlichen Himmel; seine Lage ist äußerst vortheilhaft, seine Gelände erzeugen weniger Korn, als vielen und ausgezeichneten Wein, Del und Früchte aller Art im Ueberfluß. Die Bewohner sind zivilisirt als die Spanier, welche ihnen sehr verhaßt sind; sie sind besser gekleidet, weniger schmutzig und viel höflicher; ihre Wohnungen sehen anständiger aus. Allein ihre Grausamkeit gegen arme Kriegsgefangene, vor Allem aber die wilde Lust, die dabei im Auge manchen Weibes blühte, wenn es uns leiden und beschimpft sah, hat mich gegen diese Nation empört. Die Führer sagten uns beständig, sie seien nicht Herr des Volkes; sie wagten es nicht uns zu vertheidigen und sind wir doch nur gerettet worden, weil man dem Volke sagte, wir seien für Lissabon bestimmt, man werde uns in der Hauptstadt zu ihrer Belustigung aufhängen.

In Spanien tragen sich alle Frauen schwarz. Die größte Sorgfalt verwenden sie bei ihrer Toilette auf ihre Fußbekleidung und auf Taille; alle haben hübsche Zähne und schöne Augen; im Allgemeinen sind sie von verführerischer Schönheit. Die Portugiesen folgen der englischen oder französischen Mode, je nach dem ihr Land mit England oder Frankreich verbunden ist; sie haben kein Nationalkostüme; auch sie sind hübsch, lebhaft und heiter.

(Fortsetzung folgt.)

Im Verlag der Haller'schen Buchdruckerei in Bern ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch

für die

Frater und Krankenwärter

der

eidgenössischen Armee.

186 Seiten 16° mit über 100 in den Text gedruckten Holzschnitten.

Preis: brosch. 2 Franken.

Dieses vom hohen Bundesrathe am 30. Januar 1861 genehmigte Lehrbuch für Frater und Krankenwärter der eidg. Armee tritt an die Stelle der Anleitung über die Verrichtungen der Frater und Krankenwärter bei der eidg. Armee vom 25. Wintermonat 1840, sowie des Anhangs zur Instruktion der Dienstverrichtungen der Frater und Krankenwärter vom 20. März 1853.

In der Schweighäuserischen Verlagsbuchhandlung in Basel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lebensmittel

in militärischer Beziehung.

Zum Gebrauch

der Offiziere des eidgenössischen Commissariatsstab.

Bearbeitet von

S. Bieler,

Stabs-Pferbearzt in Rolle.

(Besonderer Abdruck aus der Schweiz.-Militär-Zeitung.)

Preis broschirt in gedruckten Umschlag Fr. 1. —

Im Verlage von Ed. Albrecht in Aarau ist erschienen:

Auszug aus Pönitz Taktik der Infanterie und Cavallerie für Offiziere aller Waffen. Von Oberst Schädler. In deutscher und französischer Sprache. brosch. Fr. 2. —

Dienstaschenbuch für die eidgen. Armee. Von Oberst Schädler.

Für Infanterie Fr. — 70

„ Artillerie „ — 75

Einsteckbogen dazu auf Schreibpapier:

pr. Infanterie „ — 20

„ Artillerie „ — 20

Pflichten der Unteroffiziere im innern und äußern Dienst Fr. — 50

Der Unteroffizier als Führer in der Pelotons-, Kompagnie- und Bataillonschule. Von Oberst Schädler. geb. Fr. — 30

Die Pflichten des Schweiz. Soldaten. Von Oberst Schädler. 4. Aufl. geb. Fr. — 45

Leitfaden für den Unterricht in der Waffenlehre. Von Oberstlieut. Müller Fr. — 50